



dot:  
books

LINDSEY  
DAVIS

POSEIDONS  
GOLD

EIN FALL FÜR MARCUS DIDIUS FALCO

*Über dieses Buch:*

Rom, 72 nach Christus. Als begabtester Privatermittler im Imperium Romanum lebt Marcus Didius Falco davon, über alle Vorgänge in der »Stadt der sieben Hügel« genau informiert zu sein. Deshalb ist er fassungslos, als der zwielichtige Legionär Censorinus ihm enthüllt, dass auf dem Familienerbe der Falcos ein dunkler Schatten liegt: Sein als Held gefeierter Bruder soll vor seinem Tod mit schmutzigen Geschäften viel Geld veruntreut haben – Geld, das er Censorinus nun schuldet. Als der Soldat kurz darauf heimtückisch ermordet wird, fällt der Verdacht sofort auf Falco. Für ihn beginnt ein verzweifelter Wettlauf gegen die Zeit: Ihm bleiben nur drei Tage, um seine Unschuld zu beweisen und gleichzeitig den Familiennamen reinzuwaschen – denn der Schwertarm der Justitia kennt keine Gnade ...

»Lindsey Davis malt ein lebendiges Bild des kaiserlichen Roms – laut, gedrängt und gefährlich.« Publishers Weekly

*Über die Autorin:*

Lindsey Davis wurde 1949 in Birmingham, UK, geboren. Nach einem Studium der Englischen Literatur in Oxford arbeitete sie 13 Jahre im Staatsdienst, bevor sie sich ganz dem Schreiben von Romanen widmete. Ihr erster Roman Silberschweine wurde ein internationaler Erfolg und der Auftakt der mittlerweile 20 Bände umfassenden Marcus-Didius-Falco-Serie. Ihr Werk wurde mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit dem Diamond Dagger der Crime Writers' Association für ihr Lebenswerk.

Bei dotbooks erscheinen die folgenden Bände der Serie historischer Kriminalromane des römischen Privatermittler Marcus Didius Falco:

- »Silberschweine«
- »Bronzeschatten«
- »Kupfervenus«
- »Eisenhand«
- »Letzter Akt in Palmyra«
- »Die Gnadenfrist«
- »Zwielicht in Cordoba«
- »Drei Hände im Brunnen«
- »Den Löwen zum Fraß«
- »Eine Jungfrau zu viel«
- »Tod eines Mäzens«
- »Eine Leiche im Badehaus«
- »Mord in Londinium«
- »Tod eines Senators«
- »Das Geheimnis des Scriptor«
- »Delphi sehen und sterben«
- »Mord im Atrium«

\*\*\*

eBook-Neuausgabe Dezember 2021

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1992 unter dem Originaltitel »Poseidon's Gold« bei Century, London.

Copyright © der englischen Originalausgabe 1992 by Lindsey Davis

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1995 Vito von Eichborn GmbH & Co. Verlag KG, Frankfurt am Main

Copyright © der Neuausgabe 2021 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden. Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/Kolonko, Marco Ossino, Peykev

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (fb)

ISBN 978-3-96655-752-8

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: [info@dotbooks.de](mailto:info@dotbooks.de). Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

\*\*\*

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: [www.dotbooks.de/newsletter.html](http://www.dotbooks.de/newsletter.html) (Versand zweimal im Monat – unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

\*\*\*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Poseidons Gold« an: [lesetipp@dotbooks.de](mailto:lesetipp@dotbooks.de) (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

\*\*\*

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.dotbooks.de](http://www.dotbooks.de)  
[www.facebook.com/dotbooks](https://www.facebook.com/dotbooks)  
[www.instagram.com/dotbooks](https://www.instagram.com/dotbooks)  
[blog.dotbooks.de/](http://blog.dotbooks.de/)

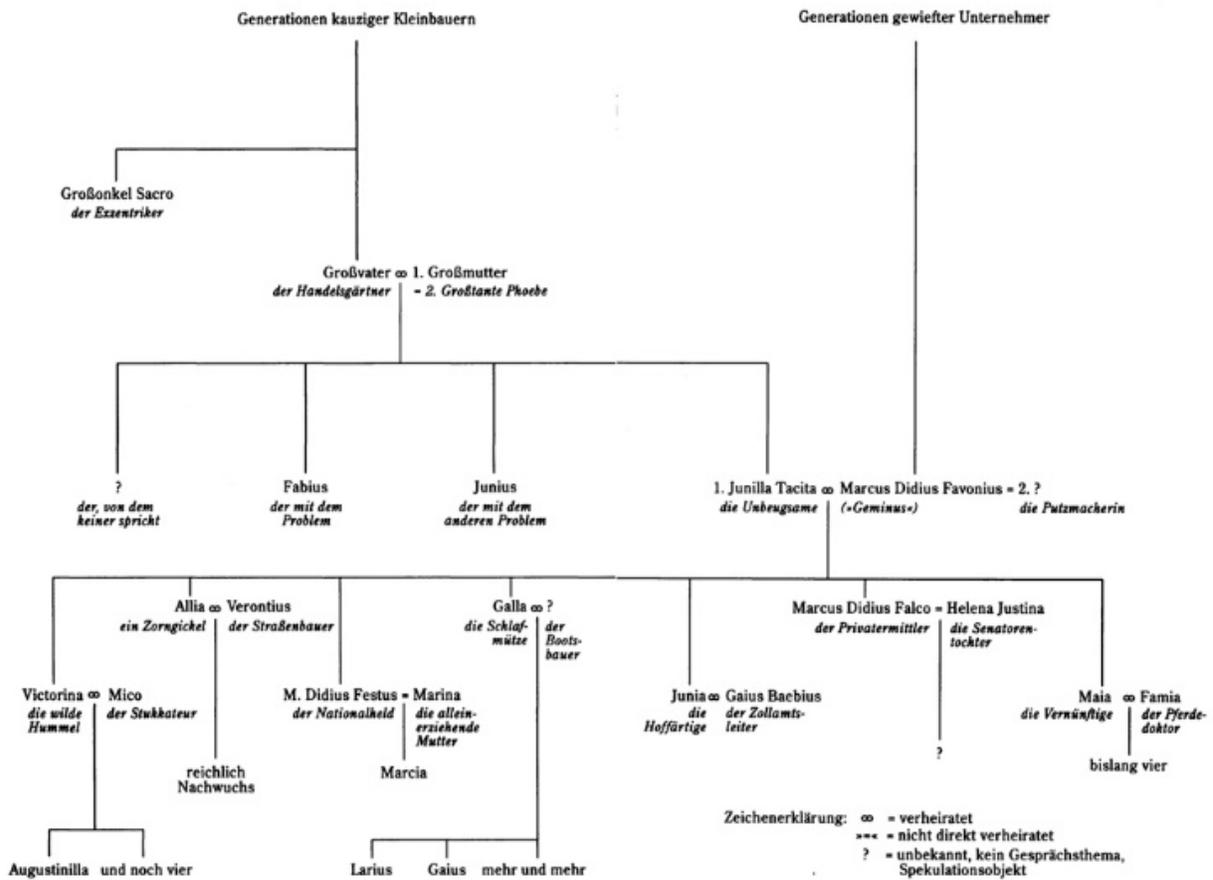
***Lindsey Davis***  
**Poseidons Gold**

Ein Fall für Marcus Didius Falco

Aus dem Englischen von Christa Seibicke

dotbooks.

*Zur Erinnerung an Rosemary Sutcliff,  
die gestorben ist,  
während dieses Buch entstand:  
im Namen aller Kinder,  
die wissen, wie weit es ist  
von Venta bis ins Gebirge.*



## Dramatis Personae

*T Censorinus Macer*, ein Soldat, der einmal einem heißen Tip vertraut hat.

*Laurentius*, ein Zenturio, der den Spruch »Wie gewonnen, so zerronnen« beherzigt.

*L Petronius Longus*, ein Wachhauptmann, der auch in schwierigen Fällen sein Bestes gibt.

*Marponius*, Vertreter für Enzyklopädien und Richter (als solcher ein Alptraum).

*D Camillus Verus & Julia Justa*, nette Eltern mit den üblichen Problemen (ihre Kinder).

*Lenia*, eine Wäscherin mit Geschmacksverirrung, was Männer betrifft.

*Epimandos*, ein Kellner, der sich beliebt machen möchte (und sich ganz umsonst abstrampelt).

*Zwirn*, die Katze in der Caupona Flora.

*Flora*, wahrscheinlich gibt es sie gar nicht.

*Manlius und Varga*, zwei Maler mit Gedächtnislücken.

*Orontes Mediolanus*, ein sehr gefragter Bildhauer.

*Rubinia*, ein Modell, bei dem das Maßnehmen lohnt.

*Apollonius*, ein Geometrielehrer, dem der Sinn für die Realität abhanden kam.

*A Cassius Carus & Ummidia Servia*, anspruchsvolle Kunstmäzene (mit Vorliebe für Verschollenes).

*Die Gebrüder Aristedon*, Spediteure der Anspruchsvollen (segeln in stürmischen Gewässern).

*Cocceius*, ein »redlicher« Auktionator.

*Domitian Caesar*, ein Herrscher, der sich auf herrschendes Recht beruft.

*Anacrites*, ein Spion, der alle Schuld von sich weist.

*Ajax*, ein Hund mit Vorstrafen.

*Jüdische Kriegsgefangene*, arbeiten als Bautrupp am Kolosseum.

**Rom - Capua - Rom: März - April, 72 n. Chr.**

# Kapitel 1

Eine finstere, stürmische Nacht auf der Via Aurelia: Unsere Heimkehr stand unter einem ungünstigen Stern, noch bevor wir Rom erreicht hatten.

Bis dahin hatten wir auf unserer Rückreise von Germanien im Februar und März gut tausend Meilen zurückgelegt. Aber die fünf, sechs Stunden, die wir für das letzte Stück von Veii her brauchten, waren die schlimmsten. Lange nachdem andere Reisende sich in Gasthöfen am Wegrand in ihren Betten verkrochen hatten, waren wir immer noch einsam unterwegs. Die Entscheidung, weiterzufahren und heute nacht noch die Stadt zu erreichen, war ausgesprochen blödsinnig gewesen. Jeder meiner Mitreisenden wußte das, und ebenso wußten alle, wer dafür verantwortlich war: ich, Marcus Didius Falco, der Mann, der das Kommando führte. Vielleicht tauschten die anderen gerade jetzt ihre Meinung über mich aus, aber ich konnte nichts hören. Sie saßen nämlich im Wagen, hatten es zwar furchtbar ungemütlich, konnten sich aber immerhin damit trösten, daß es kältere und feuchtere Alternativen gab: Ich ritt nebenher und war dem Regen und Sturm völlig ausgeliefert.

Unerwartet tauchten die ersten Häuser auf - die mehrstöckigen, überfüllten Wohnblocks, die von nun an unseren Weg durch die üblen Slums der Transtiberina säumen würden. Heruntergekommene Gebäude ohne Balkon oder Pergola standen dicht an dicht, unterbrochen nur von den dunklen Gassen, wo normalerweise Straßenräuber ahnungslose Neuankömmlinge erwarteten. Vielleicht würden sie es in einer Nacht wie dieser

vorziehen, daheim im trockenen, warmen Bett zu lauern. Vielleicht hofften sie aber auch, daß das Sauwetter die Reisenden unvorsichtig machte: Ich wußte, daß die letzte halbe Stunde einer langen Fahrt die gefährlichste sein kann. In den scheinbar menschenleeren Straßen kündigten Pferdegetrappel und ratternde Wagenräder uns lautstark an. Ich ahnte überall Gefahr, packte meinen Schwertgriff fester und prüfte, ob mein im Stiefel verstecktes Messer noch an seinem Platz war. Durchweichte Lederriemen klemmten die Klinge an meiner geschwollenen Wade so fest, daß sich das Messer nur mit Mühe herausziehen ließ.

Ich wickelte mich in meinen mit Wasser vollgesogenen Mantel, bereute es aber sofort, weil die schweren Falten mich feucht umklammerten. Über uns barst eine Dachrinne; eine eisige Dusche klatschte auf mich nieder, erschreckte mein Pferd und hätte mir fast den Hut vom Kopf gerissen. Fluchend versuchte ich, den Gaul zu bändigen. Dann merkte ich, daß ich die Abzweigung verpaßt hatte, die uns zum Pons Probus und damit auf dem kürzesten Weg nach Hause gebracht hätte. Mein Hut rutschte zu Boden. Ich opferte ihn dem Wind.

Ein einzelner Lichtstrahl in einer Seitenstraße rechts von uns beleuchtete die Wache einer Kohorte der Vigiles, unserer Feuerwehr. Ansonsten konnte ich kein Lebenszeichen entdecken.

Wir überquerten den Tiber auf dem Pons Aurelia. In der Dunkelheit unter uns toste der Fluß. Die gurgelnden Wasser hatten eine unangenehme Kraft. Stromaufwärts war der Tiber sicher schon über die Ufer getreten, hatte das flache Land rings ums Kapitol überflutet und den Campus Martius – der auch zu besten Zeiten sumpfig sein kann – in einen ungesunden Teich verwandelt. Wieder einmal würde aufgequollener Schlamm von der Farbe und Konsistenz des Inhalts einer Kloake in die Keller der teuren Villen eindringen, deren gutsituierte Besitzer sich um den schönsten Tiberblick gerauft hatten.

Einer dieser wohlhabenden Bürger war mein Vater. Der Gedanke daran, wie er stinkendes Wasser aus seiner Eingangshalle befördern mußte, besserte meine Laune.

Eine stürmische Bö fegte uns auf dem Forum Boarium so ungestüm entgegen, daß mein Pferd plötzlich stehenblieb. Die Zitadelle und der Palatin über uns waren nicht zu erkennen. Auch die erleuchteten Paläste der Cäsaren sah man nicht, aber ich kannte mich hier aus und trieb mein Pferd am Circus Maximus vorbei und an den Tempeln von Ceres und Luna, an den Triumphbögen, Brunnen, Bädern und überdachten Märkten, die Roms ganzer Stolz waren. All diese Herrlichkeiten konnten warten. Ich sehnte mich nur nach meinem eigenen Bett. Regen schoß in Sturzbächen an der Statue irgendeines Konsuls herab und benutzte die Bronzefalten seiner Toga als Abfluß. Wasser schwappte von den Ziegeldächern, deren Regenrinnen diesen Fluten nicht gewachsen waren. Wahre Katarakte ergossen sich von Säulenhallen. Mein Pferd wollte unbedingt auf die überdachten Fußwege vor den Ladenfassaden, während ich versuchte, es am kurzen Zügel auf dem Pflaster zu halten.

Wir bahnten uns einen Weg hinunter zum Armilustrium. Hier unten stand in manchen der nicht kanalisierten Seitenstraßen das Wasser so hoch, daß sie unpassierbar waren, aber als wir von der Landstraße abbogen, ging es steil bergauf; nun war der Boden nicht mehr überflutet, doch dafür gefährlich rutschig. Der Regen hatte die Wege auf dem Aventin so reingewaschen, daß mir nicht einmal der übliche Gestank in die Nase stieg; ohne Zweifel würde der gewohnte Mief, ein Gemisch aus menschlichen Exkrementen und dem Abfall nachbarschaftsfeindlicher Gewerbe, morgen wieder da sein, und zwar intensiver denn je, nachdem soviel Wasser die halb kompostierten Abfallhaufen und Müllkippen umspült hatte.

Düstere Vertrautheit sagte mir, daß ich die Brunnenpromenade gefunden hatte.

Meine Straße. Auf einen Heimkehrer aus der Fremde wirkte diese öde Sackgasse trostloser denn je. Unbeleuchtet, mit geschlossenen Fensterläden und eingerollten Markisen, bot die Gasse nichts, was mit ihrer Häßlichkeit versöhnt hätte. Menschenleer – sogar die üblichen Gruppen heruntergekommener Gestalten waren verschwunden – ächzte sie trotzdem unter der Last menschlichen Elends. Der Wind piff und heulte die Gasse hinunter, drehte und schlug uns voll ins Gesicht. Mein Wohnblock ragte auf der einen Seite empor wie ein gesichtsloser Republikanerwall, erbaut als Festung gegen marodierende Barbaren. Als ich mein Pferd zügelte, krachte von oben ein schwerer Blumentopf herunter und verfehlte mich um höchstens einen Fingerbreit.

Ich zerrte die Wagentür auf, um den erschöpften Seelen herauszuhelfen, für die ich verantwortlich war. Zum Schutz gegen die Kälte eingehüllt wie Mumien, stiegen sie steifbeinig aus, entdeckten dann, als der Sturm sie traf, flugs ihre Beine wieder und flohen hastig in die ruhigen Gefilde des Treppenhauses: *Sie*, das waren meine Freundin Helena Justina, ihre Zofe, die kleine Tochter meiner Schwester und unser Kutscher, ein stämmiger Kelte, der eigentlich für unsere Sicherheit hatte sorgen sollen. Von mir persönlich als Eskorte ausgesucht, hatte er den größten Teil der Reise angstschlatternd auf dem Bock gesessen. Wie sich herausstellte, war er fern der Heimat der reine Hasenfuß. Noch nie war er außerhalb Bingiums gewesen; ich wünschte, ich hätte ihn dort gelassen.

Immerhin hatte ich Helena bei mir gehabt. Sie war die Tochter eines Senators, mit allem, was so eine Abstammung mit sich bringt, natürlich, und temperamentvoller als die meisten ihres Schlages. Sie hatte jeden Gastwirt, der uns seine besseren Zimmer vorenthalten wollte, ausgetrickst, und mit Schurken, die unerlaubten Brückenzoll kassieren wollten, hatte sie kurzen Prozeß gemacht. Jetzt machten mir ihre

ausdrucksvollen dunklen Augen klar, daß sie die Absicht hatte, mich wegen der letzten Stunden der heutigen Fahrt ins Gebet zu nehmen. Als ich diesen Blick auffing, versuchte ich mein einschmeichelndes Lächeln gar nicht erst.

Noch waren wir nicht zu Hause. Meine Wohnung lag nämlich im sechsten Stock.

Schweigend und im Dunkeln nahmen wir die Treppen in Angriff. Nach einem halben Jahr in Germanien, wo selbst zweistöckige Häuser eine Seltenheit sind, protestierten meine Wadenmuskeln ziemlich bald. In diesem Wohnblock lebten nur durchtrainierte Leute. Wenn ein Invalide in Geldnöten jemals eine Wohnung über dem Brunnenhof mietete, dann kurierte ihn entweder die sportliche Betätigung rasch, oder die Treppen brachten ihn um. Wir hatten schon etliche Nachbarn auf diese Weise verloren. Smaractus, unser Hausherr, verdiente sich eine goldene Nase damit, daß er den Besitz seiner verstorbenen Mieter verscherbelte.

Oben angekommen, zog Helena eine Zunderbüchse unter ihrem Mantel hervor. Die Verzweiflung verlieh mir eine ruhige Hand; bald schlug ich einen Funken und schaffte es sogar, eine Kerze anzuzünden, bevor der Funke wieder erlosch. An meinem Türpfosten verkündete die inzwischen arg verblaßte Kachel, daß M. Didius Falco hier als Privatermittler arbeitete. Nach einem kurzen, heftigen Streit, währenddessen ich versuchte, mich zu erinnern, wo ich den Hebeschlüssel für meinen Türriegel verstaut hatte, lieh ich mir von Helena eine Kleiderspange, band sie an einem Stoffstreifen fest, den ich aus meiner Tunika gerissen hatte, schob die Spange durchs Loch und wedelte sie an dem Tuch hin und her.

Ausnahmsweise funktionierte der Trick. (In der Regel geht die Spange kaputt, man fängt sich von dem Mädels,

dem sie gehört, eine Ohrfeige ein und muß sich am Ende eine Leiter borgen, um durchs Fenster einzusteigen.) Für meinen Erfolg gab es freilich einen Grund: Der Riegel war schon aufgebrochen. Voll ungunstiger Vorahnungen stieß ich die Tür auf, hob die Kerze und musterte mein Heim.

Wenn man lange weg war, sieht die eigene Wohnung immer kleiner und vergammelter aus, als man sie in Erinnerung hat. Allerdings ist es normalerweise nicht ganz so schlimm.

Riskant ist es allemal, wenn man seine Bude monatelang leerstehen läßt. Aber die Parzen, die mit Vorliebe auf den Verlierern herumhacken, hatten diesmal alle üblen Streiche an mir ausprobiert. Die ersten Eindringlinge waren vermutlich Ungeziefer oder Mäuse gewesen, gefolgt von besonders schmutzigen nistenden Tauben, die ein Loch ins Dach gebohrt haben mußten. Ihr Kot sprenkelte die Dielen, doch das war noch gar nichts gegen die Sauerei der böartigen menschlichen Aasgeier, die offenbar die Tauben verdrängt hatten. Deutliche Spuren, zum Teil schon etliche Monate alt, verrieten mir, daß von den Leuten, denen ich unfreiwillig ein Dach über dem Kopf geboten hatte, keiner gut erzogen war.

»Ach, mein armer Marcus!« rief Helena bestürzt. Sie mochte müde und ärgerlich sein, aber angesichts eines völlig verzweifelten Mannes wurde sie gleich zur wandelnden Caritas.

Ich überreichte ihr mit höflicher Verbeugung ihre Kleiderspange. Dann gab ich ihr die Kerze zum Halten, trat über die Schwelle und beförderte den nächstbesten Eimer mit einem Fußtritt durchs ganze Zimmer.

Der Eimer war leer. Wer immer hier eingebrochen war, hatte zumindest ab und an versucht, den Abfall in das von mir bereitgestellte Behältnis zu befördern, nur hatten die Betreffenden nicht zielen können. Und manchmal hatten sie's auch gar nicht erst probiert. Der Müll, der daneben

landete, war auf dem Fußboden liegengeblieben, bis er ins Holz der Dielenbretter hineingefault war.

»Marcus, Liebster ...«

»Pst, Schatz. Sag bitte kein Wort, bis ich das verdaut habe!«

Ich durchquerte den vorderen Raum, der früher mal mein Büro beherbergt hatte. In dem, was von meinem Schlafzimmer noch übrig war, fand ich dann weitere Spuren der menschlichen Eindringlinge. Sie hatten offenbar erst heute das Weite gesucht, nachdem das alte Loch im Dach sich wieder geöffnet und eine wahre Sturzflut von Dachpfannen und Regenwasser hereingelassen hatte, das zum größten Teil noch immer mein Bett durchweichte. Schmutziges Getröpfel von oben komplettierte das Desaster. Mein armes altes Bett war unrettbar verloren.

Helena trat hinter mich. »Na ja!«

Ich machte einen grimmigen Versuch, aufgeräumt zu erscheinen. »Wenn ich ein richtiges Problem will, könnte ich den Vermieter verklagen!«

Helenas Hand schob sich sanft in meine. »Ist irgendwas gestohlen worden?«

»Ich lasse den Dieben nie was da. Mein bewegliches Vermögen habe ich samt und sonders bei Verwandten untergebracht. Wenn also was fehlt, hat sich's die Familie unter den Nagel gerissen.«

»Wie tröstlich«, nickte sie.

Ich liebte dieses Mädchen. Sie inspizierte die Trümmer mit elegantem Ekel, doch ihre feierliche Miene sollte mich zum Lachen bringen. Sie hatte einen trockenen Humor, dem ich nicht widerstehen konnte. Ich umarmte sie stürmisch und versuchte, in ihren Armen mein bißchen Verstand zu bewahren.

Sie küßte mich. Ihr Blick war traurig, ihr Kuß dagegen voller Zärtlichkeit. »Willkommen daheim, Marcus.« Bei unserem allerersten Kuß hatte sie ein kaltes Gesicht und nasse Wimpern gehabt, und auch damals hatte ich mich gefühlt wie jemand, der aus sehr unruhigem Schlaf erwacht, weil jemand ihn mit Honigkuchen füttert.

Ich seufzte. Wäre ich allein gewesen, hätte ich vielleicht einfach ein Eckchen freigeräumt und mich in all dem Dreck schlafen gelegt. Aber Helena konnte ich das nicht zumuten. Wir würden wohl oder übel der Verwandtschaft auf die Bude rücken müssen. Helenas komfortables Elternhaus lag auf der anderen Seite des Aventin - zu weit entfernt und viel zu riskant. Nach Einbruch der Dunkelheit ist Rom eine herzlose, unmoralische Stadt. Also blieb uns entweder der göttliche Beistand vom Olymp - oder meine Familie. Jupiter und seine Kollegen mampften irgendwo seelenruhig ihr Ambrosia und ignorierten mein Flehen um Hilfe. Wir mußten also auf meine Sippschaft zurückgreifen.

Irgendwie scheuchte ich die ganze Gesellschaft wieder die sechs Treppen hinunter. Wenigstens hatte die fürchterliche Nacht dafür gesorgt, daß die üblichen Diebe ihre Chance verpaßten: Pferd und Wagen standen immer noch einsam und verlassen an der Brunnenpromenade.

Wir passierten den Schatten des Emporiums, das verrammelt und verriegelt war, aber selbst eine so ungemütliche Nacht noch mit exotischen Düften von importierten Hölzern, Fellen, Dörrfleisch und Gewürzen veredelte. Nach einer Weile hielten wir vor einem anderen Wohnblock, einem mit weniger Treppen und nicht ganz so trostloser Fassade, der aber trotzdem so etwas wie mein Zuhause war. Schon gestärkt von der Hoffnung auf eine warme Mahlzeit und ein trockenes Bett, stolperten wir hinauf bis zu der vertrauten ziegelroten Tür. Sie war nie abgeschlossen; auf dem ganzen Aventin gab es keinen Einbrecher, der mutig genug gewesen wäre, sich in diese Wohnung zu wagen.

Die anderen wollten schnell hinein, aber ich drängte mich vor. Schließlich hatte ich hier Hoheitsrecht. Ich war ein Sohn, der heimkehrt an den Ort seiner Kindheit. Ja, ich kam - mit dem unvermeidlichen schlechten Gewissen - nach Hause zu meinem alten Mütterlein.

Die Wohnungstür führte geradewegs in die Küche. Zu meinem Erstaunen brannte eine Öllampe; normalerweise begnügte Mama sich mit Einfacherem. Aber vielleicht hatte sie ja geahnt, daß wir kommen würden. Bestimmt sogar. Ich wappnete mich für ihre Begrüßung, aber sie war nicht da.

Ich trat ins Zimmer und blieb vor Überraschung wie angewurzelt stehen.

Ein wildfremder Mensch hatte es sich in der Küche bequem gemacht und die Beine mitsamt den Stiefeln auf den Tisch gelegt. Niemand durfte sich einen solchen Luxus erlauben, wenn meine Mutter in der Nähe war. Einen Moment lang glotzte er mich aus trüben Augen an, dann ließ er einen lautstarken Rülps los, der mich offensichtlich beleidigen sollte.

## Kapitel 2

Wie jede Mutter, die auf sich hält, hatte auch die meine ihre Küche zum Kommandostand erkoren, von dem aus sie das Leben ihrer Kinder zu dirigieren versuchte. Wir hatten natürlich andere Vorstellungen, und dadurch verwandelte sich Mamas Küche oft in eine turbulente Arena, wo Leute sich den Bauch vollschlugen, bis ihnen schlecht wurde, und sich gleichzeitig - in der irrigen Hoffnung, Mama abzulenken - lauthals übereinander beschwerten.

Manches war ziemlich normal hier. Da war die steinerne Kochstelle, die man ein Stück weit in die Außenmauer eingelassen hatte, um das Gewicht zu verteilen; trotzdem senkte sich vor ihr der Boden bedrohlich. Mama wohnte im dritten Stock, und zu ihrer Wohnung gehörte ein Dachboden. Dort hatten früher, als sie noch Kinder waren, meine Schwestern geschlafen, und darum wurde traditionell der Herdrauch von jedem, der gerade zu Hause rumhing, unten aus dem Fenster gefächelt; der Fächer hing am Fensterriegel.

Über dem Herd blitzten eine Reihe Kupfertöpfe, Schalen und Bratpfannen, manche davon gebraucht gekauft und mit den Beulen von Generationen verziert. Auf einem Regal standen Schüsseln, Becher, Krüge, Stößel, und in einer gesprungenen Vase steckte ein Sammelsurium von Löffeln. An Nägeln, die auch einen halben ausgeweideten Ochsen ausgehalten hätten, hingen Schöpfkellen, Reibeisen, Siebe und Fleischklopfer. Eine schiefe Reihe Haken trug eine Garnitur riesengroßer Küchenmesser; sie hatten tückische Klingen aus Eisen, die in gespaltenen Knochenheften

steckten, und jedes trug Mamas Initialen: *JT* für Junilla Tacita.

Auf dem obersten Regalbrett standen vier jener Spezialtöpfe, in denen man Haselmäuse kocht. Damit Sie das nicht mißverstehen: Mama sagt, Haselmäuse sind widerliche Viecher, an denen außerdem kein Fleisch dran ist, also bloß was für Snobs mit schlechtem Geschmack und albernen Angewohnheiten. Aber wenn das Saturnalienfest da ist, man sowieso schon eine halbe Stunde zu spät zum Familienfest kommt und in letzter Minute noch verzweifelt nach einem Geschenk für seine Mutter sucht, das sie über zwölf Monate Vernachlässigung hinwegtrösten soll – also dann scheinen jedesmal diese Haselmaus-Kasserollen genau das Richtige zu sein. Mama bedankte sich jedesmal liebenswürdig bei demjenigen ihrer Kinder, das diesmal auf die Masche eines findigen Verkäufers reingefallen war, und ließ ihre unbenutzte Sammlung vorwurfsvoll wachsen.

Der Duft getrockneter Kräuter erfüllte den Raum. Körbe voller Eier und flache Schalen voller Hülsenfrüchte füllten jedes freie Plätzchen. Ein reicher Vorrat an Reisigbesen und Eimern machte klar, was für eine blitzblanke, von Skandalen unberührte Küche – und Familie – meine Mutter vorführen wollte.

Heute abend verdarb der unhöfliche Flegel, der mich angerülpst hatte, Mamas Szenarium. Ich starrte den Kerl an. Borstige graue Haarbüschel standen rechts und links von seinem Kopf ab. Der kahle Schädel und das unfreundliche Gesicht waren tief gebräunt und glänzten wie Mahagoni. Er sah aus wie jemand, der lange in den Wüsten des Ostens gelebt hat, und ich hatte ein ungutes Gefühl: als wüßte ich, welche glühendheiße Gegend es gewesen sein mochte. Seine nackten Arme und Beine hatten die sehnige Muskulatur, die in langen Jahren harter körperlicher Arbeit entsteht und die man selbst mit dem besten Trainingsprogramm im Gymnasium nicht so hinkriegt.

»Wer zum Hades seid ihr denn?« hatte er den Nerv, mich zu fragen.

Abenteuerliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf: Wie, wenn meine Mutter sich zur Freude ihrer alten Tage einen Liebhaber zugelegt hatte? Aber diese wilden Spekulationen verflüchtigten sich gleich wieder. »Warum stellen Sie sich nicht erst mal vor?« erwiderte ich und funkelte ihn drohend an.

»Verzieh dich!«

»Nicht so schnell, Soldat!« Ich hatte seinen Beruf erraten. Obwohl seine Tunika ausgebleicht war zu einem faden Rosa, halfen mir die gut zwei Finger dicken Stollensohlen seiner Militärstiefel weiter. Ich kannte den Typ, kannte den Knoblauchatem, die Narben von Kasernenraufereien, die großspurige Haltung.

Seine gehässigen Augen verengten sich wachsam, aber er machte keine Anstalten, die Stiefel von der geheiligten Arbeitsplatte meiner Mutter zu nehmen. Ich ließ das Bündel fallen, das ich unter dem Arm hatte, und schlug die Kapuze zurück. Offenbar erkannte er die nassen wirren Locken der Familie Didius.

»Du bist der Bruder!« rief er anklagend. Also hatte er Festus gekannt. Das waren schlechte Nachrichten. Von mir hatte er offenbar auch schon gehört.

Ich gab mich wie ein Mann, von dem jeder Besucher selbstverständlich schon gehört hat, und versuchte so, Oberwasser zu bekommen. »Hier scheint's ja neuerdings schlampig zuzugehen, Soldat! Mach den Tisch frei und setz dich anständig hin, sonst trete ich dir die Bank unterm Hintern weg!« Diese subtile Psychologie funktionierte. Er stellte die Stiefel auf den Boden. »Langsam«, setzte ich hinzu, für den Fall, daß er mich anspringen wollte. Er setzte sich aufrecht. Ein Vorteil meines Bruders war, daß die Leute ihn respektierten. Für mindestens fünf Minuten (das wußte ich aus Erfahrung) würde sich dieser Respekt auch auf mich übertragen.

»Du bist also der Bruder!« wiederholte er langsam, als ob er damit was Bestimmtes sagen wollte.

»Ganz recht. Ich bin Falco. Und du?«

»Censorinus.«

»Von welcher Legion?«

»Fünfte Apollinaris.« Auch das noch. Meine Laune verschlechterte sich zusehends. Die Fünfte war jene unglückselige Einheit, in der mein Bruder etliche Jahre gegläntzt hatte - bevor er seinen schmucken Kadaver in Judäa über eine heißumkämpfte Festungsmauer in ein Dickicht von Rebellen speeren stürzte und so berühmt wurde.

»Also daher kennst du Festus?«

»Stimmt«, feixte er herablassend.

Während wir miteinander redeten, merkte ich, wie Helena und die anderen hinter mir unruhig wurden. Sie wollten endlich ein Bett - und ich auch. »Hier wirst du Festus nicht finden, und du weißt auch, warum.«

»Wir waren gute Kumpel, Festus und ich«, erklärte er.

»Festus hatte immer 'ne Menge Freunde.« Das klang gelassener, als mir zumute war. Festus - seine Augen mögen sonstwo verfaulen - war einer, der mit jedem Stinktier Brüderschaft trank, das die Krätze und nur noch einen halben Schwanz hatte. Hinterher brachte mein Bruder, großzügig bis zum bitteren Ende, seinen neuen Freund dann mit nach Hause.

»Gibt's Probleme?« erkundigte sich der Legionär. Seine Unschuldsmiene war per se verdächtig. »Festus hat gesagt, wenn ich mal nach Rom komme, dann kann ich jederzeit ...«

»Bei seiner Mutter wohnen?«

»Das hat der Junge mir versprochen.«

Deprimierend, wie bekannt mir das vorkam. Und ich wußte, daß die Fünfte Legion vor kurzem aus dem Kriegsgebiet Judäas in die Provinz Pannonia verlegt worden

war – vermutlich würden Soldaten nun in hellen Scharen Gesuche für einen Kurzurlaub in Rom einreichen.

»Das glaub ich dir gern. Wie lange bist du denn schon hier?«

»Seit ein paar Wochen ...« Im Klartext hieß das: seit Monaten.

»Freut mich, daß die Fünfzehnte Apollinaris so nett war, Junilla Tacitas Haushaltsgeld aufzustocken!« Ich starrte ihn an, bis er die Augen niederschlug. Wir wußten beide, daß er keinen müden Denar zum Haushalt meiner Mutter beigesteuert hatte. Was für eine Heimkehr! Erst meine demolierte Wohnung und jetzt das. Als wären während meiner Abwesenheit lauter gewissenlose Schurken auf der Suche nach Gratisbetten nach Rom gekommen.

Ich fragte mich, wo meine Mutter sich versteckt haben mochte, und empfand eine merkwürdige Sehnsucht nach den Nörgeleien, mit denen sie, als ich noch klein war, heiße Suppe in meine Lieblingsschüssel gelöffelt und mich aus meinen klitschnassen Kleidern geschält hatte. »Alles schön und gut, aber ich muß dich leider ausquartieren, Censorinus. Die Gästebetten braucht jetzt meine Familie.«

»Selbstverständlich. Ich verzieh mich, sobald ich was anderes gefunden hab ...«

Ich hörte auf zu lächeln. Sogar meine Zähne waren müde. Ich zeigte auf die klägliche Truppe, die ich im Schlepptau hatte. Sie standen stumm da, zu erschöpft, um sich an der Unterhaltung zu beteiligen. »Ich wäre froh, wenn du dich ein bißchen sputen würdest.«

Sein Blick wanderte zu den Fensterläden. Von draußen hörte man den Regen unvermindert heftig trommeln. »Du wirst mich doch in einer solchen Nacht nicht auf die Straße jagen, Falco!« Er hatte recht, aber ich schuldete der Welt ein paar Schläge. Also grinste ich hämisch und sagte: »Du bist doch Soldat. Ein bißchen Regen wird dir nicht schaden ...« Vielleicht hätte ich mich noch länger so amüsiert, aber just in dem Moment kam meine Mutter herein. Ihre

schwarzen Knopfaugen erfaßten die Situation mit einem Blick.

»Ach, du bist wieder da«, sagte sie so gleichmütig, als hätte ich nur eben mal im Mohrrübenbeet Unkraut gejätet. Die kleine adrette, schier unermüdliche Frau trippelte an mir vorbei, küßte erst Helena und machte sich dann emsig daran, meine schläfrige Nichte aus ihrem nassen Mantel zu pellen.

»Schönes Gefühl, so sehnsüchtig erwartet zu werden«, murmelte ich.

Mama überhörte den pathetischen Unterton. »Wir hätten dich hier wahrhaftig gut gebrauchen können.«

Sie meinte nicht, um dem Hund die Zecken aus dem Fell zu holen. Ich sah, wie sie mit Helena einen Blick wechselte, eine deutliche Warnung, daß noch schlechtere Nachrichten warteten. Weil ich mich der geheimnisvollen Krise, die offenbar über den Didius-Clan hereingebrochen war, nicht gewachsen fühlte, wandte ich mich dem handfesten und nächstliegenden Problem zu. »Wir brauchen einen Unterschlupf: Das Bett vom großen Bruder ist schon belegt?«

»Ja. Ich dachte mir, daß du dazu ein Wörtchen zu sagen hast!« Ich sah, daß Censorinus anfing, nervös zu werden. Meine Mutter linste mich hoffnungsvoll an, während ich versuchte rauszukriegen, was von mir erwartet wurde. Aus irgendeinem Grund schien sie die hilflose alte Frau zu spielen, deren starker und mutiger Sohn endlich aus seinem Bau gekrochen war, um sie zu verteidigen. Das paßte überhaupt nicht zu ihr. Also war Vorsicht geboten. »Ich habe bloß eine Frage gestellt, Mama ...«

»Oh, ich wußte, daß ihm das nicht passen würde!« erklärte Mama, ohne jemanden direkt anzusprechen.

Ich war zu müde, um zu widersprechen, und beschloß, dem Legionär die Stirn zu bieten. Er hielt sich wahrscheinlich für einen knallharten Burschen, aber es war

leichter, mit ihm fertig zu werden, als mit einer verschlagenen Mutter mit undurchschaubaren Motiven.

Censorinus hatte kapiert, daß sein Spiel aus war. Mama machte klar, daß sie ihn nur so lange bei sich hatte wohnen lassen, wie sie darauf wartete, daß jemand kam und dagegen Einspruch erhob. Ich war wieder da: ihr Handlanger für die Drecksarbeit. Meiner Bestimmung konnte ich nicht entgehen.

»Hör mal, Freundchen, ich bin groggy und völlig durchgefroren, deswegen mache ich's kurz: Ich bin zur schlimmsten Zeit des Jahres tausend Meilen weit gereist und hab meine Wohnung von Eindringlingen zertrümmert vorgefunden. Mein Bett steht praktisch unter Wasser wegen eines Lochs im Dach. In spätestens zehn Minuten will ich auf der Ausweichmatratze liegen, und daß du dich auf ihr breitgemacht hast - tja, Pech, nimm's als Wink des Schicksals; die Götter sind nun mal wankelmütige Freunde

...

»Soviel zur römischen Gastfreundschaft!« blaffte Censorinus mich an. »Und soviel zu Kameraden, die so tun, als wären sie echte Kumpel!«

Sein drohender Unterton beunruhigte mich, offenbar hatte er mit dem, was wir diskutierten, nichts zu tun. »Ich brauche das Gästezimmer für mich und meine Holde, aber deswegen jagen wir dich nicht in die Nacht hinaus. Oben gibt's eine trockene Bodenkammer, die durchaus wohnlich ist ...«

»Deine blöde Bodenkammer kannst du dir an den Hut stecken!« erwiderte der Legionär, und dann fügte er noch hinzu: »Festus kann mich mal - und du auch!«

»Nur zu, wenn dir dabei wohler wird«, sagte ich und ließ mir nichts anmerken. Für unsere Familie war das einzig Positive an Festus' Tod, daß wir die schier endlose Prozession seiner schillernden Freunde nicht länger durchfüttern mußten.

Ich sah Mama dem Legionär auf die Schulter klopfen. Dann murmelte sie tröstend: »Tut mir leid, aber wenn du meinen Sohn so kränkst, kann ich dich nicht hierbehalten.«

»Beim Jupiter, Mama!« Sie war wirklich unmöglich.

Um die Dinge zu beschleunigen, half ich Censorinus beim Packen. Als er ging, warf er mir noch einen böartigen Blick zu, aber ich war zu sehr mit den Freuden des Familienlebens beschäftigt, um mich darüber aufzuregen.

## Kapitel 3

Helena und Mama machten sich mit vereinten Kräften daran, mich und meine Reisegruppe auf die vorhandenen Betten zu verteilen. Unsere Diener wurden in die Bodenkammer verfrachtet. Meine kleine Nichte Augustinilla durfte in Mutters Bett schlafen.

»Wie geht's Victorina?« Ich mußte mich richtig zwingen, nach ihr zu fragen. Helena und ich hatten Augustinilla aufgenommen, weil ihre Mutter, meine Schwester, krank war.

»Victorina ist tot«, sagte Mutter ganz sachlich, aber ihre Stimme klang gepreßt. »Eigentlich wollte ich's dir nicht gleich heute abend erzählen.«

»Victorina ist gestorben?« Ich konnte es kaum fassen. »Wann?«

»Im Dezember.«

»Du hättest mir schreiben können.«

»Und wozu wär das gut gewesen?«

Ich legte den Löffel auf den Tisch und nahm die Schüssel in beide Hände, ließ mich trösten von der Wärme des Geschirrs. »Das ist unglaublich ...«

Falsch. Victorina hatte irgendwas Organisches gehabt, und so ein Quacksalber aus Alexandria, der darauf spezialisiert war, in der weiblichen Anatomie rumzustochern, redete ihr ein, die Sache wäre operierbar. Entweder war seine Diagnose falsch, oder er hat die Operation versaut – wahrscheinlich letzteres. So was passiert ja dauernd. Ich hatte also keinen Grund, mich über ihren Tod zu wundern.

Victorina war die Älteste von uns Kindern gewesen und hatte die übrigen sechs, die das Säuglingsalter irgendwie überstanden, furchtbar tyrannisiert. Ich war immer auf Abstand zu ihr geblieben, weil es mir zuwider war, dauernd geknufft und rumkommandiert zu werden. Sie war ungefähr dreizehn, als ich geboren wurde, und hatte schon damals einen schrecklichen Ruf: Machte immer den Jungs schöne Augen, wedelte mit einem kecken grünen Parasol und stopfte nie die aufgerissenen Seitennähte ihrer Tunika, sondern zeigte freizügig, was darunter war. Wenn sie in den Circus ging, waren die Männer, die ihren Sonnenschirm trugen, ausnahmslos widerliche Typen. Am Ende entschied sie sich für einen Stukkateur namens Mico und heiratete ihn. Von da an redete ich nicht mehr mit ihr.

Von ihren Kindern waren noch fünf am Leben. Der Jüngste war keine zwei Jahre alt. Aber bei den Überlebenschancen von Kindern war es gut möglich, daß er noch vor seinem dritten Geburtstag seiner Mutter Gesellschaft leisten würde.

Helena bekam dieses Gespräch zwischen mir und meiner Mutter nicht mit. Sie war an meiner Schulter eingeschlafen. Ich drehte mich zur Seite und schob sie behutsam in eine bequemere Lage; eine, in der ich ihr Gesicht sehen konnte. Ich brauchte diesen Anblick, um mich daran zu erinnern, daß die Parzen, wenn sie wollten, auch stabile, gute Fäden spinnen konnten. Helena war vollkommen entspannt. Niemand hat je so tief und fest geschlafen wie Helena in meinen Armen. Wenigstens einem Menschen war ich zu was nütze.

Mama deckte uns beide mit einer Decke zu. »Sie ist also immer noch bei dir?« Trotz ihrer Verachtung für meine früheren Freundinnen fand Mama, Helena Justina sei viel zu gut für mich. Die meisten Leute fanden das. Helenas Verwandte standen ganz vorn in der Schlange derer, die so dachten. Vielleicht hatten sie ja recht. Selbst in einer Stadt